



## EINE ANDERE STADT

Freitag, 5. Januar 2018 – Lucknow (Indien) Husanabad Road, Bara Imambara

26.870904,80.913670

Wo es die meiste Zeit warm ist auf dieser Welt, hat man ein anderes Verhältnis zur Kälte als dort, wo der Winter während Monaten herrscht. Im nördlichen Europa fühlt sich der Mensch von der Kälte bedroht. Er assoziiert mit ihr in erster Linie Krankheit, Schmerz und Tod, die Absenz von Farben, Feldfrüchten, Frischluftfreuden. Er zieht sich in seine Höhlen zurück, die gut gegen die Kälte gewappnet sind, verhüllt sich, erstarrt, beschäftigt sich mit allerlei Ritualen und sehnt sich im Grunde ständig danach, dass es endlich wieder wärmer wird.

Weiter im Süden indes, wo es die meiste Zeit des Jahres warm, ja sogar etwas zu warm ist, verbindet man mit der Kälte kaum Bedrohliches. Im Gegenteil: Kälte ist hier ein Luxus, leichtes Frösteln ein begehrtter Zustand, ein Komfort, den man die meiste Zeit des Jahres hindurch mit großem

Aufwand und viel Energie herstellen muss. Wenn es also ein paar Tage lang gratis kühle Luft gibt, und das auch für jene, die sich die klimatisierten Zonen gewöhnlich nicht leisten können, dann ist das sicher kein Grund, in Panik auszubrechen.

Aber auch wenn der Südmensch die Kälte nicht fürchtet, klamme Hände hat er trotzdem. Und also tut er, was Menschen seit Tausenden von Jahren schon tun: Er entzündet ein Feuer und streckt seine Finger wohligh in Richtung der Flammen aus.

Seit Anfang des Jahres liegt ein dicker Nebel über Lucknow, der selbst die Abgase der Millionenstadt zu verschlucken scheint. Tag um Tag schwankt das Thermometer zwischen drei und acht Grad hin und her. An jeder Ecke, vor Geschäften, hinter Marktständen, bei den Wachthäuschen, in den Parks, neben den Fressbuden



und Chai-Kochern, überall brennen kleine Feuer. Nicht nur Holz oder Kohle, auch Laub oder Karton, Plastik, Stoff, Stücke von Gummireifen oder Zeitungspapier werden abgefackelt. Aus Tausenden kleiner Feuerstellen steigt der Rauch auf. Er kriecht silbern den staubhustenden Wänden entlang in die Höhe, tanzt weiß durch Labyrinth aus blauen Plastikplanen, legt sich grau in die Ritzen zerfallener Paläste, dreht sich wie eine Haarlocke durchs Geäst der mächtigen Mangobäume, die da und dort ihre dunkelgrünen Blätter hängen lassen. Die Menschen versammeln sich um die Feuer, die meisten organisieren sich, nur wenige kümmern sich ausschließlich um die eigene Wärmezone. Die Feuer verändern nicht nur die Art, wie die Leute sich in den Straßen benehmen. In dem Rauch bewegen sich auch die Körper ganz anders, wirken die Gesichter oft wie gemalt oder unscharf fotografiert, unsichtbar manchmal, nicht lesbar, oder aber noch stärker von der Zeit gegerbt als gewöhnlich. Eine Stadt, in der überall Feuer brennen, ist eine andere Stadt.

Ich stehe vor der Bara Imambara, der mächtigen Trauerhalle, die Asaf-ud-Daula, Nawab von Awadh, im späten 18. Jahrhundert hat errichten lassen. Es ist Freitag und als Nicht-Muslim ist mir

der Zutritt heute verwehrt. Aber die Rikschafahrer, die vor dem Eingang des Geländes auf Gläubige warten, die nach Hause chauffiert werden wollen, haben mich an ihr Feuer eingeladen. Und so bin ich einen Moment lang mit ihnen da gestanden und habe meine Hände in Richtung der Flammen ausgestreckt. Man teilt ein Feuer anders als etwa ein Essen. Man wendet sich gemeinsam von der Welt ab, eher wie bei einem Gebet. Man muss dabei nicht reden – es fehlt nichts, wenn nicht gesprochen wird. Einer hat versucht, ein Selfie mit mir aufzunehmen. Aber er hätte sein Gerät praktisch in die Flammen halten müssen, um uns beide aufs Bild zu bekommen, das war ihm dann doch zu heikel.

Eigentlich schade, haben wir uns im kalten Norden so professionell gegen den Winter gewappnet, dass wir in den Straßen keine Feuer mehr anzünden müssen. An diesen kleinen Wärmeherden erlebt man sich – was sonst fast nur in Katastrophenfällen vorkommt – als Teil einer Menschenbande, die sich zusammenrottet, um so besser den Angriffen der Natur zu trotzen.